Nr. 38 — Leipzig, den 22. September — 1889

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Dritter Jahrgang

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Abonnementspreis: Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Insertionsgebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Hindernisse im Christenleben 3 — Die Wurzeln der französischen Revolution: 3. Die geistige und sittliche Bildung der revolutionären Gesellschaft — Lessings Nathan der Weise: 2. Aesthetische Beurteilung — Liguorianer und Boosianer in Gallneukirchen. Ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte Oberösterreichs aus dem Beginne dieses Jahrhunderts — Gustav-Adolf-Verein und Diaspora: Die dreiundvierzigste Hauptversammlung zu Danzig — Bücher und Schriften: Glaube und Dogma; Das christliche Haus, sein Wesen und seine Aufgabe; Aus dem Leben einer Pfarrfrau; Edmondo de Amicis, Herz; Kreuzweg und Himmelsgarten; Charakterstudien; Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen; Unter dem Rautenkranz — Anzeigen

Hindernisse im Christenleben

3

Und sie fingen an und baten ihn, daß er aus ihrer Gegend zöge. Mark. 5, 17

Schleiermacher hat über das Evangelium von den Gadarenern, dessen Schluß die obigen Worte bilden, eine seiner tiefsinnigsten Predigten gehalten (1, 401). Bekanntlich haften dieser Erzählung eigentümliche Schwierigkeiten an. Die Dämonen, die ausgetrieben werden, bitten um die Erlaubnis, in eine Herde Säue fahren zu dürfen, die in der Nähe weidet. Sie erhalten die Erlaubnis, fahren in die Herde, und diese stürzt sich ins Meer. Es ist für unsern Standort unmöglich, diese zum Teil befremdlichen Einzelheiten hinlänglich zu erklären. Man wird sich dabei beruhigen müssen, daß hier wie so oft die Heilung des Dämonischen unter kritischen Erscheinungen, verstärkter Raserei, wildem Geschrei u. s. w. vor sich ging, sodaß die Sauherde erschreckt und verwirrt die Richtung auf das Meer einschlug und, unfähig, im letzten Augenblick anzuhalten, ihren Untergang in den Wellen fand.

Der tief lehrreiche Sinn der Erzählung, den Schleiermacher zum Ausdruck gebracht hat, ergiebt sich aus dem Zusammenhange. Die Lage ist diese. Im Gadarenerlande haust ein dämonischer Mann, an dem die an sich schon furchtbare Krankheit eines ihrer entsetzlichsten Exempel statuirt hat. Das Unglück ist allbekannt; manche Versuche wenn nicht zur Rettung so doch zur Bändigung des tobsüchtigen Einsiedlers sind gemacht, aber vergebens. Wie eine Landplage erträgt man seitdem den Anblick und die Störungen, die der Kranke hervorruft. Vielleicht zerschellt eines Tages sein wahnzerrüttetes Haupt an einem Felsen. Da kommt die Kunde, er sei plötzlich genesen. Mit dem Grauen der Neugier — „sie fürchteten sich“ — eilt jedermann, das noch nie Dagewesne zu sehen. Als aber ruchbar wird, daß die Heilung des Mannes eine Sauherde gekostet hat, verwandelt sich die Furcht in eine andre Empfindung; man bittet den, der das Große vollbracht hat, aus dem Lande zu ziehen. Nicht noch einmal wünscht der gadarenische Ackerbürger in die Lage zu kommen, daß er zwischen einer Menschenseele und einer — Sauherde wählen soll. Denn offen gesagt, wenn er die Wahl hat, so zieht er die Sauherde vor. Mag Jesus von Nazaret thun, wozu das Herz ihn treibt. Aber es darf nichts kosten. Sie wollen nicht Opfer bringen.

Die Gadarener sind, nach unserm heutigen Sprachgebrauche zu reden, die geschwornen Feinde der innern Mission. Was eine Menschenseele bedeutet, welchen Wert sie besitzt, geht über ihr Verstehen. Sie finds zufrieden, ihre Herde zu mehren und den Gewinn nach Prozenten zu berechnen. Darüber hinaus zu denken, tragen sie kein Verlangen. Jeder sehe, wo er bleibe. Ich nehme nichts, und ich gebe auch nichts. Diese Krämergesinnung ist leider nicht ausgestorben. Mit ihr hat die innre Mission noch heute einen wahrhaft ermüdenden Kampf zu führen; sie trägt die Schuld, daß christliche Liebeswerke im größern Stile nicht aufkommen können, daß vielmehr die eifrigsten, liebeglühendsten Unternehmungen, die danach schmachten, ein Salz der Erde, ein Licht der Welt zu werden, sich des Gleichnisses vom Senfkorn getrösten müssen. Täuschen nicht alle Zeichen der Zeit, so will uns Gott in seine Schule nehmen, damit wir Opfer bringen lernen. Die Not, die bisher mit schüchternem Finger bei uns anklopfte, pocht jetzt mit der Faust an unsre Thür, und es wäre sehr wohlgethan, wenn unser Geschlecht, anstatt zu bitten, daß Jesus aus unsern Grenzen ziehe, in dem Ruf sich vereinigte: Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt!

Wir reden von innrer Mission. Reden wir auch von der innersten Mission, die jeder an seiner eignen Seele zu versorgen hat und die noch viel weniger ohne Opfer sein kann. Die Kraftlosigkeit des persönlichen Christentums steht in der Regel in genauem Verhältnis zu dem Mangel an Opferwilligkeit, Opfer hier im weitesten Sinne verstanden. Warum stößt man an Gräbern auf so unglaublich viel Sentimentalität, auf die wässerigsten Versicherungen von Liebe und Wiedersehn, und auf so wenig Glauben? Weil der Mensch zwar für die Tröstungen des Evangeliums empfänglich ist, aber unempfänglich für seinen Ernst. Hinter der Sentimentalität verbirgt sich der ungebeugte Sinn, der Gott nicht geben will, was er fordert, und statt des Kultus mit den Lebendigen den Kultus der Toten betreibt. Daher die innre Unwahrhaftigkeit mancher Trauerfeiern, daher die innre Haltlosigkeit der Trauernden, denen auch die Grabrede nicht viel mehr ist als ein bezahlter Schmuck.

Und nun nehmt des Lebens weiteste Bezirke. Was hemmt den Lauf des Evangeliums? Was hindert Agrippa und seine Freunde, Christen zu werden? Es ist das Kreuz, es sind die Opfer. Höher denn je schätzt unser Zeitalter das tägliche Brot, das schirmende Dach und Weib und Kinder darunter, um so höher, je schwerer die Arbeit ist, durch die man jene Güter erwirbt. Die Predigt, daß wir haben sollen, als hätten wir nicht, und daß wir Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen sollen, verhallt in leere Luft.

Was ist zu thun? Vielleicht ein Doppeltes. Die Alten dahin zu bringen suchen, daß sie die Wohlthaten, die ihnen beschert sind, mit Danksagung gegen Gott empfangen und auf dem Umwege über das Danken vielleicht das Opfern lernen. Vielleicht! — mehr kann man leider nicht sagen. Die Jugend aber soll da angefaßt werden, wo sie dem Geheimnis des Kreuzes

am nächsten kommt, in der Sinnesweise des Heldenmutes: Nichts Großes in der Welt ohne Opfer.

Alles Uebrige steht in der Macht des Herrn, der sich selbst für uns zum Opfer gegeben. Sch

Die Wurzeln der französischen Revolution

3. Die geistige und sittliche Bildung der vorrevolutionären Gesellschaft

Es ist eine sehr gewöhnliche Antwort, die man auf die Frage nach den Ursachen der Revolution gerade von kirchlicher — römischer wie protestantischer — Seite zu erhalten pflegt, daß der Abfall von der Kirche, die atheistische Aufklärung die letzte Ursache darstelle. Man weist auf die Herrschaft der Voltaireschen, Rousseauschen und encyklopädistischen Gedanken hin, auf die Wiederkehr ihrer Schlagworte in den Reden der Revolutionsführer, der Schreckensmänner, den Kampf der Revolution gegen Klerus, Kirche, Christentum, Religion.

Und doch ist diese Antwort außerordentlich schief. Das, was die Massen in die Revolution getrieben hat, war nicht die Aufklärung oder die soziale Theorie, die bei ihnen gar nicht zu Hause war; das war vielmehr die unsägliche Menge von Druck und Verzweiflung, Bitterkeit, Haß und Rachsucht, die Gier nach dem, was sie völlig entbehren mußten und bei andern in Hülle und Fülle sahen. Auf einen Schlag brechen da die langsam durchspülten Dämme und ergießen sich die furchtbaren Mächte über die Fluren, von denen sie seit Jahrhunderten abgesperrt waren. Diese Bauern, die in den Provinzen hausten, die Ketten der feudalen Lasten und der kirchlichen Zehnten mit Gewalt zerbrachen, waren ihrer Kirche durchaus nicht entfremdet. Sie haben schon im Jahre darauf, als die siegreiche Pariser Revolution die eidverweigernden Priester verjagte und verfolgte, zu ihren Gunsten den Bürgerkrieg erhoben und hätten um keinen Preis das Sakrament aus der Hand eines vereidigten Priesters genommen. Und jene wilden Haufen, die in Paris die Zerstörung begannen und immer neu aufnahmen, haben — abgesehen von den wenigen Führern — nicht den Unglauben in sich getragen, den die aufklärerische Doktrin erzeugt, sondern die Glaubenslosigkeit der sittlichen und sozialen Verwahrlosung, des trostlosen Umhergestoßenseins in einem Leben ohne Hoffnung. Ihr tötlicher Haß gegen das Christentum und die Kirche ist der Haß gegen eine Religion, von der im Sinne dieser Menschen nur die Reichsten und Unbarmherzigsten der Privilegirten den Genuß haben, deren Diener dem Armen den letzten Heller nehmen, um ihn, wenn es gut geht, mit Bettelsuppen zu füttern, deren Vertreter, auch noch im frivolen Atheismus verfolgungssüchtig, Tausende in den Tod und ins Elend getrieben haben und noch immer die festeste Mauer des ganzen Systems bilden, das dieses grenzenlose Elend verschuldet.

Mehr als zwei Jahrhunderte hatte diese Kirche Zeit und unbeschränkte Macht gehabt, mit den Heerscharen ihres Klerus und Mönchtums, mit den unermeßlichen materiellen Kräften, die ihr zur Verfügung standen, das französische Volk in ihrem Sinne zu heben, zu bilden, zu gestalten. Und was war das Ergebnis? Ein Klerus mit zweihundert Millionen Einkünften und ungeheurer sozialer Macht und eine Volksmasse ohne die allernotdürftigste Schulbildung, mechanisch ihre religiösen Uebungen verrichtend und ihren Pfarrern folgend, ohne sittlichen Schwung, stumpfen Geistes und jedem höhern Gedanken unzugänglich, mit zerbrochnem Willen und ungezähmter Leidenschaft.

Eine Ausnahme in diesen Zuständen machen hier fast nur die Bauern der Vendee. Dort hatte der Adel das patriarchalische Verhältnis der alten Zeit zu seinen Unterthanen bewahrt und an dem Hofleben seiner Standesgenossen keinen Anteil genommen. Hier hatte sich denn eben darum auch unter den Bauern ein froherer, kräftigerer, selbstbewußter Geist erhalten, der treu zu seinem Adel und Klerus hielt, der Revolution fern blieb und ihr schließlich mit den Waffen entgegentrat.

Der doktrinäre Unglaube, der „wissenschaftliche" Atheismus der Encyklopädisten und die sozialistische Theorie Rousseaus war vielmehr gerade in den Klassen vor allem zu Hause, gegen die

die Revolution sich wandte. Aber auch hier lag die Sache nicht so, daß die Doktrin den Haß gegen Kirche, Klerus und Jesuiten gezeitigt hätte, sondern umgekehrt. Die verschiedensten Elemente der öffentlichen und privaten Wirksamkeit der letztern hatten zusammengewirkt: nicht zuletzt die Vergiftung der Moral und sittlichen Praxis durch die Jesuiten, ihre Pflege der rein mechanischen äußerlichen Devotion, ihr Kampf gegen die innerliche mystische Frömmigkeit, sodann die schrankenlose Entwicklung ihrer hartherzigen Selbstsucht, die blutigen Verfolgungen, die bis dicht vor die Revolution sich fortsetzten, die offne Kluft zwischen dem, was sie predigten und von andern verlangten, und dem, was sie selbst glaubten und im Leben übten. Auf solchem Boden hat der Deismus, der in England erwachsen war und dort doch nie zu einer nationalen Macht geworden war, üppig wuchern und sich zum plumpen und rohen Materialismus entwickeln können.

Die Verbreitung dieses Atheismus wie der Rousseauschen Sozialtheorie beruhte ferner ganz wesentlich auf dem damaligen Stande der französischen geselligen Bildung. Geselligkeit war in den höhern Klassen alles. Man hat gesagt: Frankreich habe sich in einen einzigen großen „Salon" aufgelöst. Alle Kreise, die zur „Gesellschaft" gehören, geistliche wie weltliche, leben dem Plaudern, dem Theaterspiel, der Maskerade, dem Vergnügen jeder Art. Die Erziehung dient nur diesem Ziel: „der Tanzlehrer ist ihr Hauptfaktor." Auch die kirchliche, insbesondre die jesuitische Erziehung geht in denselben Bahnen: zierlich gedrechselte, künstlich ausstaffirte Puppen sind ihr Ergebnis. In solcher Luft findet der Ernst des Denkens, die Zucht des Wissens ebensowenig Nahrung, als Lauterkeit und Kraft des Gemüts. Hier herrscht Eleganz und zierliche Glätte, Phrase und Unwahrhaftigkeit. Die berühmte Oberflächlichkeit der französischen Bildung hat sich in diesen Generationen Ludwigs XIV. und XV. ausgebildet. Was wir aber heute so nennen, sind nur die abgeschwächten Nachwirkungen jener Zeit. In solcher Luft mußte das glitzernde Gefackel der frivolen Phrase und der sozialen Theorie, die Schwärmerei für die Rückkehr zum Naturzustande und für den Gesellschaftsvertrag blühen. Es ist kein ernster Geist da, der die Hohlheit von alle dem, seine gänzliche Unbrauchbarkeit fürs Leben begriffe, der die wirklichen Bedürfnisse der Gesellschaft in der hingebenden Arbeit an ihr hätte verstehen lernen; und wenn es einen gäbe, man hörte nicht auf ihn, es wäre viel zu mühsam, sich mit etwas zu beschäftigen, wozu man Erfahrung, Schulung, Studium bedürfte. Man will Gedanken, die man binnen fünf Minuten erlernen und glänzend besprechen kann.

Ein halbes Jahrhundert hatte sich diese Weisheit auf die adligen und geistlichen Salons beschränkt. Seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eröffnen sich ihr auch die höhern bürgerlichen Klassen; zugleich dringt sie in die Litteratur und erfüllt die brausenden Köpfe der jungen Generation, die dann die Führung der Revolution übernimmt. Wie nun deren erster Ansturm den unaufhaltsamen Zusammenbruch der alten Ordnung, die Notwendigkeit eines Neubaus erweist, da sind in dem materiell ausgesognen, moralisch und geistig entkräfteten Volke keine andern Gedanken und Kenntnisse, keine sittlichen Anschauungen und Kräfte vorhanden, mit denen der Neubau hätte ausgeführt werden können. Die vom Leben und seiner Fülle abgelegenste blasse Theorie wird in Praxis umgesetzt, oder vielmehr sie giebt die Formen ab, unter denen die neuen Gewalthaber sich und ihre Gewaltthat legitimiren. M-G

Lessings Nathan der Weise

2. Aesthetische Beurteilung

Kein unbefangnes Gemüt, dem das Stück auf der Bühne oder in geisteslebendiger Lektüre, nicht im kümmerlichen Auszuge oder gar in parteiischer Darstellung feindseliger Kritik entgegentritt, wird sich dem nachhaltigen Eindruck desselben entziehen können. Worin ruht nun aber das Geheimnis solcher Wirkungskraft? Welches ist die Zauberformel, die uns in den Kreis dieser Beschwörung bannt? Vielleicht, daß wir sie finden, indem wir von

dem Aeußerlichsten, der Form, in das innerste Gewebe einzudringen versuchen. Kein Kultus des Genius trübe unser Urteil, kein Vorurteil der zahlreichen Gegner dieser Dichtung unsern offnen Blick!

Zunächst geben wir ihnen das Aeußerlichste, die Sprache, bereitwillig preis. Hier flutet nicht der majestätische Strom des Schillerschen Pathos; hier windet nicht Goethesche Anmut ihre duftigen Kränze; hier jagen sich nicht nach Shakespeares Weise die Bilder wie Wellen im Bach. Oft nüchtern bis zur Trockenheit, derb bis zum Cynismus, erhebt sich die Sprache nur selten zu höherm Fluge und zum Adel poetischen Wohllauts.

Ja gestehen wir es nur ein: ungeachtet des regelrechten, Vers für Vers mit dem Verskünstler Ramler durchberatnen Metrums, dessen fünffüßiger Jambus seitdem das Gewand der dramatischen Muse bildet, ist die sprachliche Form des Dramas nicht Poesie, sondern Prosa; aber, so müssen wir gleich hinzufügen, es ist Lessingsche Prosa, wie sie, unerreicht bis auf den heutigen Tag, fast noch charakteristischer im „Antigötze“ und in den „Freimaurergesprächen“ gefunden wird.

Welche Knappheit und Klarheit im Ausdruck der scharf zugespitzten Gedanken! Welches Wechselspiel in ihrem blitzartigen Aufleuchten, stets durch neue Schlaglichter überraschend! Welche Fülle der übermütigen Laune vom tändelnden Witz bis zum beißenden Sarkasmus! Welche elastische Beweglichkeit des lebendigen Dialogs, nie ermüdend, immer fesselnd durch elegante Entfaltung der gedrungnen Kraft, und zur stetigen Anteilnahme an dem Fortschritt der Handlung fast gewaltsam nötigend.

Gleichwohl vermag auch der genialste Prosaiker (und den haben wir Deutschen an Lessing!) nicht eine so hinreißende Wirkung auszuüben, wie unsre klassischen Dichter oder der große Brite durch die Gewalt ihrer schönheitatmenden Verse. Darum müssen wir weiter forschen. Vielleicht bietet die Handlung die Lösung des Rätsels? Ist doch Lessing unser Musterdramatiker, durch die bühnenkundige Technik sowohl als die konsequente Durchführung der Charaktere!

Wie viel erreicht er mit geringen Mitteln! Wenn wir die Heerscharen, mit denen Schiller seine Bühne bevölkert, mit den wenigen Personen unsers Stückes vergleichen, so staunen wir über die kunstvolle Schöpfung dieser lebendig bewegten Welt. So einfach, so deutlich wie die Motive der Handlung, so rastlos schreitet sie vorwärts; von Szene zu Szene steigert sich die gegenseitige Spannung der Charaktere; immer fester werden die sichtbaren und unsichtbaren Fäden zum künstlich geschürzten Knoten geschlungen, um erst im letzten Aufzuge, unmittelbar vor dem Fallen des Vorhangs, unsern gespannten Blicken sich zu entwirren. Auch die von manchen beanstandete Ringszene, welche die freundschaftliche Beziehung zwischen Nathan und Saladin aufs wirksamste vermittelt, kann nur für denjenigen eine Verschleppung der Handlung bedeuten, dessen unverdungner Eifer, anstatt sich an die Pointe zu halten, eine detaillirte Deutung der Parabel versucht. Kein scheinbar nebensächlicher, äußerlicher Umstand, der nicht der Förderung des Ganzen, keine Nebenperson, die nicht, wie Daja, der Klosterbruder, der Patriarch, ihre Sonderzwecke verfolgend, zugleich oder allein den Zwecken des Ganzen diente.

Und dennoch, so hoch wir diese äußern Vorzüge zu schätzen vermögen, stellen wir gern auch die Handlung des Dramas der gegnerischen Kritik zur Verfügung. Denn sofern doch „Nathan der Weise“ nicht ein Lustspiel sein soll vom leichtern Genre, das auf Grund äußerlich gegebner oder herbeigeführter, nicht im sittlichen Thun der Personen begründeter Verhältnisse die bereits fertigen Charaktere in bedenkliche oder komische Situationen versetzt, die auf demselben äußerlichen Wege sich erheiternd oder erhebend lösen, sondern ein Drama im großen Stil: so fehlt doch seiner Handlung (verglichen mit den großen Schwesterdramen der andern Dramatiker oder auch mit Lessings Emilia Galotti) sowohl hinsichtlich des Motivs als der endgiltigen Lösung die aus der sittlichen Beanlagung der Personen hervorgehende zwingende Nötigung, daß sie so und nicht anders verlaufen muß.

Soviel ist jedenfalls klar: die Handlung als solche, so rührend und erhebend sie sein mag, ist nicht bedeutend genug, um die Wirkung des Dramas zu erklären; ja sie steht in keinem Verhältnis zur Bedeutung der Charaktere.

Diese — und hoffentlich wird hier endlich unser Forschen belohnt — sind fein gezeichnet, lebensvoll charakterisirt; nicht an unsichtbaren Drähten gelenkte Automaten, sondern wirkliche Menschen von Fleisch und Blut. Wir glauben an ihr Dasein, wir denken, fühlen, leiden und handeln mit ihnen; jede der mannichfaltigen, scharf ausgeprägten Individualitäten erwirbt in besondrer Weise unsre Zuneigung und lebhafte Anteilnahme.

Unter ihnen ragt Nathans Gestalt um Haupteslänge hervor, in der Lessing bekanntlich seinem Freunde Moses Mendelssohn ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat.

Eine vornehme Natur vom höchsten Geistesadel! Wie rasch arbeiten unter der mächtigen Stirn, die der Pflug der Jahre durchfurchte, die lichten Gedanken an der Vollendung der tief eindringenden und allumfassenden Weltansicht; während die Lippen das nicht verächtliche, aber überlegne Lächeln des Weisen umspielt und aus dem ernsten Auge die lauterste Herzensgüte hervorstrahlt.

Wie das Silber des mit klugem Fleiße erworbnen Reichtums aus der stets zum Geben geöffneten Hand, so strömt das Gold der Weisheit in Fülle aus seinem Munde; aber beides nicht in ruhmsüchtiger oder leichtsinniger Verschwendung, sondern mit maßvollem Aufwande der richtigen Mittel zum klar erkannten Zweck; durch das Eine das Herz des Volkes sich gewinnend, das ihn als einen Fürsten verehrt, durch das Andre die gleichgesinnten Freunde dauernd an sich fesselnd. Und doch keine berechnende Absicht in ihm, der andern dienend sich selbst vollendet. Nicht selbstgefälliger Hochmut, sondern selbstbeherrschende Demut bildet den Grundzug seines Charakters. Das Bewußtsein seines Wertes aber ist eins mit der Erkenntnis des Guten, das allein ihm diesen Wert verleiht. Denn die Seele seiner Worte und Thaten ist die lauterste Frömmigkeit, ein kindliches Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, das, in den schwersten Lebenslagen erprobt, ihm die ruhige Haltung, die königliche Würde verleiht. Wie gern möchte er es allen Menschen mitteilen, was ihm die Ruhe der Seele, die Freiheit des Geistes verschafft. So geht er nicht wie Diogenes mit der anspruchsvollen Laterne umher, um Menschen zu suchen, sondern freut sich wie Sokrates, einen zu finden; so prägt er dem Menschenkinde, das die Vorsehung an sein väterliches Herz gelegt hat, den Stempel seines erhabnen Geistes auf.

Recha, diese durchgeistigte Schönheit, ist von wundersamer Anmut. Wie inbrünstig liebt sie den Vater, dessen Weisheit und lebendigem Vorbild sich ihr Herz wie die Blume dem Lichte in heiligem Schauer erschlossen hat, ohne den Duft kindlicher Unbefangenheit, ungekünstelter Natur einzubüßen, der die werdende Jungfrau umwebt. Nichts Angelerntes, Anempfundnes; kein altkluges Nachsprechen der väterlichen Lehren; selbst erlebt und erprobt hat sie seinen frommen Glauben, selbst gedacht seine Gedanken, die ihr so ungezwungen von den Lippen fließen. Wie selbständig tritt sie der Bekehrungssucht ihrer treuen Daja entgegen, der sie sonst in herzlicher Neigung zugethan ist! Wie unendlich viel liegt ihr daran, zu wissen, ob auch ihr Retter von der Art dieser engherzigen Beschränktheit oder von dem freien Geistesfluge des Vaters sein werde. Doch wenn auch in den Stunden sehnsuchtsvoller Erwartung ihr Puls geschwinder, ihr Herz stürmischer schlägt: so geistig wie ihr Wesen, so geistig ist auch die Liebe der Jungfrau zum Templer, eine reine Flamme der Dankbarkeit, ohne sinnlichen Rauch, die dann dem Bruder mit verdoppelter Wärme entgegenstrahlt.

Die Gestalt des Templers tritt in ein grelles Licht durch die Glut der ihn von Anfang bis zu Ende erfüllenden Leidenschaft. Nur diese vermag, wie sie das Gold seines Gemüts von den Schlacken reinigt, uns das innerste Gefüge dieses herb verschloßnen Charakters zu enthüllen.

Ganz schwerfällige Kraft, ohne Elastizität des nach Freiheit von der Welt ringenden, doch noch unfreien Geistes. Aber so langsam sich die grobkörnigen Gedanken in seinem Haupte wälzen, so stürmisch treibt das Blut der Jugend durch seine Adern; er fühlt und handelt rascher, als daß die kritische, fast skeptische Selbsterkenntnis zu folgen vermöchte, bis sie dann widerstrebend

von der vollendeten Thatsache überrascht wird. So glüht sein Herz schon lange für die aus den Flammen Gerettete, ehe ihm die Liebe ins klare Bewußtsein tritt; nachdem aber der Zwiespalt von Kopf und Herz glücklich überwunden, verfolgt er das Ziel seiner Sehnsucht mit der vollen Wucht seiner männlichen Kraft.

Es ist sein heißblütiges Temperament, das den rasch zur guten That wie zum bittern Wort, ja zum finstern Argwohn aufwallenden Jüngling dem Saladin so wert macht; es ist seine männliche, rücksichtslose Offenheit, sein freies, gesundes Urteil, sein edler Zorn über die sittliche Verkehrtheit des religiösen Fanatismus, was ihm außer der schuldigen Dankbarkeit die Freundschaft des größern und frömmern Nathan erwirbt; es ist das wilde Stürmen und Drängen seines noch unfertigen Charakters nach Wahrheit und Güte, was ihn uns, ungeachtet des orientalischen Nimbus, der seine Wiege umgiebt, als Urbild eines großangelegten, germanischen Jünglings erscheinen läßt. So, ganz so muß Lessing in seiner Jugend gewesen sein!

Der herrliche Saladin unsers Dichters hat mit dem historischen, der bekanntlich weder von muselmännischem Fanatismus noch von sittlichem Makel freizusprechen sein dürfte, nur die wahrhaft königliche Freigebigkeit gemein, die sich als schöne Herrschertugend über Feinde wie Freunde ergießt. Sonst tritt der Feldherr und Staatsmann in ihm zurück gegen den zärtlich liebenden Bruder und den überaus edlen, liebenswürdigen Menschen. Er ist „der Held, der lieber Gottes Gärtner wäre," wie der Templer es ausspricht; mit der aufrichtigen Frömmigkeit, die seinem Gott nichts abdingen lassen will, verbindet er eine großartige Weitherzigkeit der Gesinnung, die ihn als geeigneten Vertreter der gekrönten Toleranz und der Freundschaft Nathans durchaus würdig erscheinen läßt.

In Sittah aber erkennen wir die ebenbürtige Geistesart des Bruders, nur mit dem Salz weiblicher, fast intriganter Klugheit gewürzt.

Von den Nebenfiguren, welche die Beziehung zwischen den Hauptgestalten vermitteln, fesselt vor allem die originelle Gestalt Al Hafis, des Derwisches mit dem Verstande voll Weltflucht und Menschenverachtung und dem Herzen voll warmer, aufopferungsvoller Nächstenliebe und dem aus solchem innern Widerspruch in reicher Fülle hervorsprudelnden, sich selbst und andre verspottenden Humor.

Während jedoch seine pessimistische Weltansicht, die nur im Bettler den wahren Weisen und in der frommen, bloß vom Schachspiel unterbrochnen Beschaulichkeit am Gangesgestade das einzig menschenwürdige Dasein erblickt, etwas nach einem sehr menschlichen Hange zum vagabundirenden Müßiggang schmeckt: erscheint sein christliches Gegenstück, der einfältige Klosterbruder, in der weit schönern Beleuchtung der reinsten, selbstverleugnenden Religiosität. Um ganz seinem Gotte zu leben, hat er abgeschlossen mit der Welt und den Menschen, denen nach besten Kräften zu dienen er doch nicht umhin kann.

Auch Daja, der redseligen Schwärmerin, die, um mit Recha zu reden, „aus Liebe sich und andre quälen muß," können wir mit dem Dichter unsre Achtung nicht versagen, indem sie das als gut und heilsam Erkannte mit Klugheit und Ausdauer verfolgt.

Selbst der Patriarch, das schwärzeste Bild in dieser lichten Umgebung, urteilt und handelt doch nicht aus gemeiner, persönlicher Selbstsucht, sondern aus und nach den verkehrten Grundsätzen seiner unduldsamen, herrschsüchtigen, ketzerverbrennenden Kirche, die in diesem „dicken, roten, freundlichen Prälaten" sich in wirksamster Verkörperung darstellt.

Das sind, in flüchtigen Umrissen skizzirt, die Personen des Dramas. Was wir an ihnen vermissen — wenn denn auch hier dem kritischen Verstande sein Recht eingeräumt werden soll — das ist jenes sinnliche Kolorit, jene wunderbare Plastik der vollkommnen Formenschönheit, die — ich erinnre nur an Goethes und Shakespeares Frauengestalten — der wahre Dichtergenius wie aus dem Nichts hervorzuzaubern vermag. Was uns aber mit so unwiderstehlichem Reiz an sie fesselt und unsre rückhaltlose Liebe erzwingt, das ist die edle Gesinnung der reinsten Wahrheit und Güte, welche sie alle, vornehmlich den großen Weisen beseelt. Es weht und webt in diesem Nathan etwas

Göttliches, wie ein Hauch paradiesischer Morgenluft; ein Idealismus des Guten lebt in diesem Drama, vor dem in Hinsicht der tiefinnersten Wirkung die vollendete Schönheit mancher andrer Dichtergebilde verbleichen muß.

Nachdem wir hierin die langgesuchte Lösung des Rätsels gefunden, möchten wir aber alles wieder zurückfordern, was wir vorhin, freigebig genug, der Kritik gewährten: die Sprache wie die Handlung, die Form der Charaktere! So, gerade so müssen sie sprechen, handeln, fühlen und denken; so und nicht anders nach Licht und Schatten muß der Organismus beschaffen sein, durch den dieser Geist seine Wirkung übt. Die Schwäche der Dichtung ist in gewissem Sinne die Stärke der Wirkung! Lessing bezeugt es ja selbst in dem bekannten bescheidnen Selbstbekenntnis, daß er kein Dichter im eigentlichen Wortverstande sei; Goethe widerspricht dem, denn seine dauernde Wirkung zeuge wider ihn; wenn uns aber nicht alles trügt, so entspringt eben diese Wirkung aus der Wurzel des Guten, das durch den von ihm begeisterten Priester die Schönheitswürde des echten Künstlergenius überflügelt.

Der Dichter hat unser Vertrauen nicht getäuscht. Wir haben in seinem Heiligtume, in das er uns so Hohes versprechend einlud, etwas Göttliches gefunden. Aber indem wir uns nun zu dessen nähern Betrachtung anschicken, wird die edle Freude über die gemachte Entdeckung wieder durch die zweifelnde Sorge getrübt, ob uns nicht dennoch am letzten Ende eine schmerzliche Enttäuschung bevorstehe.

H-Sch

Liguorianer und Boosianer in Gallneukirchen

Ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte Oberösterreichs aus dem Beginne dieses Jahrhunderts

Im Feuilleton des Neuen Wiener Tagblattes vom 18. März 1888 fanden wir eine den Kulturhistoriker überraschende Mitteilung. Es hieß darin, daß die drei den Wienern wohlbekannten Liguorianerpater Springer, Stark und Madlener die durch „einen ungesunden Schwärmer, Pfarrer Boos in Gallneukirchen, in Oberösterreich ausgebrochnen Unruhen und kirchlichen Zwistigkeiten" mit Erfolg im Jahre 1825 „beigelegt" und „durch ihre Bemühungen auf der Kanzel, in der Katechese und in den Häusern die meisten Anhänger des Boos" dazu gebracht haben sollten, daß sie „beichteten und reumütig das tridentinische Glaubensbekenntnis ablegten." Weiter hieß es, „daß die drei Sieger über die Häresie triumphirend nach Wien zurückkehrten." Stellen wir daneben, was uns amtliche Akten und authentische Mitteilungen, die den handschriftlichen Aufzeichnungen eines damals in angesehner Stellung befindlichen Zeitgenossen entnommen sind, über diesen „schwierigen Sieg" berichten! Danach kann freilich von einem Siege der drei Patres keine Rede sein, schon deshalb nicht, weil nach ihrer eignen Klage den Boosianern gegenüber die schwierige Mission ganz erfolglos endete. Auch die Zeit hat das gelehrt. Denn die Nachkommen der alten Boosianer bilden heute den gesunden Kern der evangelischen Gemeinde Gallneukirchen, einer Insel mitten im katholischen Mühlviertel Oberösterreichs.

Von Martin Boos, dem „Prediger der Gerechtigkeit aus dem Glauben," wie er genannt wurde, und den Boosianern entwerfen die nachfolgenden Aufzeichnungen ein Bild, das von den reformatorischen Bestrebungen Zeugnis giebt, die innerhalb der katholischen Kirche während der ersten Jahrzehnte unsers Jahrhunderts zum Durchbruch kamen. Boos hatte nach seiner Vertreibung aus Bayern auf Grund der gewichtigen Fürsprache des Landshuter Professors Sailer beim Bischof Josef Anton Gall in Linz eine sehr freundliche Aufnahme und baldige Verwendung als Aushilfsgeistlicher gefunden. Wegen seiner außerordentlichen Begabung für Predigt und Kinderlehre, sowie wegen seines Eifers und seiner Treue im Amte hatte er 1806 die große Pfarre Gallneukirchen nächst Linz erhalten. Bischof Galls Urteil über Boos lautete kurz und bündig: er möchte wünschen, daß er zwanzig solche Geistliche in seiner Diözese hätte. Boos faßte als gewaltiger Prediger seine Zuhörer scharf an, um die schlafenden Gewissen zu wecken und sie immer

wieder hinzuweisen auf den „Christus, der für uns gestorben ist und uns die Seligkeit erworben, der in uns wohnt und lebt durch den Glauben." Durchschlagenden Erfolg und eine Erweckung in größerm Umfange bewirkte seine Frühpredigt am 8. September 1810, in der er klagte, „seine Pfarrkinder wollten ohne lebendigen Glauben ihre Sünden wegbeichten, wegfasten, wegbeten, wegwallfahrten, wegalmosengeben, wegbrennen mit Wachskerzlein, die sie der Kirche vergeben," statt sich das Wort des Apostels Paulus an den Kerkermeister zu Philippi zu Herzen zu nehmen: Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig.

Solche Predigt klang freilich anders als die Unzufriedenheit, der sein Nachbar zu Reichenau in der Predigt mit den Worten Ausdruck gab: Mit meinen lieben Schafen kann ich eine Freude haben! Habe störrige, räudige, krätzige Schafe....; oder wenn der Pfarrer von Waldburg in der Predigt über das Evangelium vom guten Hirten die schwere Verantwortung und den geringen Erfolg des Hirtenamtes drastisch folgendermaßen schilderte: Da wird es am jüngsten Tage einmal heißen: Pfarrer von Waldburg bist hier? Hast deine Schafe bei dir? Und wenn ich mich dann nach euch umschau, so hat euch schon alle der Guga (Kuckuk = Teufel) geholt. . . .

Wie in der Predigt, so erweist sich Boos auch in der Seelsorge nicht als „ungesunder Schwärmer," sondern als gewissenhafter Geistlicher, der um das Seelenheil und den Seelenfrieden seiner Beichtkinder aufrichtig bekümmert ist. Freilich war er anders, als die andern Herrn Amtsbrüder. Wenn er einem totkranken Löffelmacher, der ihm auf dem Sterbebette beichtete: Herr Pfarrer, Sünden habe ich mehr, als ich mein lebtag Löffel gemacht habe . . ., zusprach: Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde; glaube nur! — so stach dieser Ernst eben sehr ab von der Art, wie der Beichtvater im benachbarten Waldburg ein Weib, das ihm beichtete: Ich halt hold hübsch was auf mi, damit abfertigte: Na na, macht nichts, halten dafür andre Leut um so weniger auf dich. Sonst führte Boos ein streng enthaltsames, zurückgezognes Leben. Nie sah man ihn im Wirtshause beim vollen Glas am Spieltisch sitzen. Seine Frömmigkeit ward weit herum gerühmt und viele bekümmerte Seelen holten sich bei ihm Trost. Aber seine „Predigt von der Gerechtigkeit aus dem Glauben" zog ihm den Vorwurf zu, daß er lutherisch lehre. Auch gönnte man dem Ausländer nicht die schöne Pfarrei, dem Frommen nicht den sich mehrenden Anhang. Ein ehemaliger Kaplan, den es nach der Pfarre gelüstete, schürte das Feuer. So verließ denn Boos am 30. Mai 1816 infolge kaiserlichen Bescheides Oberösterreich und kehrte wieder nach Bayern zurück.

Boos hatte während seiner Amtswirksamkeit unter seinen Pfarrkindern viele Neue Testamente und auch ganze Bibeln verteilt. Darin lasen nun die Gallneukirchner um so eifriger, als ihnen Boos zu ihrem Leidwesen entrissen worden war. Hierin ließen sie sich auch durch nichts irre machen. Seine Anhänger hielten sich dabei sämtlich für gute Katholiken und ihre Grundsätze für echt katholisch, bis der blind eifernde, polternde ehemalige Kaplan und nunmehrige Nachfolger des Boos ihre Grundsätze für „lutherisch" ausgab, sie verstockte Lutheraner schimpfte und zum öffentlichen Austritt aus der katholischen Kirche aufforderte!

So geschah es, daß sich im Oktober 1821 und in den folgenden Monaten vierundsechzig Personen in Gallneukirchen zum Austritt aus der katholischen und zum Uebertritt zur evangelischen Kirche meldeten. Aber wider Erwarten versuchte man es, ihnen diesen Schritt auf alle Weise zu erschweren, ja geradezu unmöglich zu machen.

Jahrzehnte lang mußten sich die „Boosianer" die kleinlichsten und erbärmlichsten Gehässigkeiten gefallen lassen. In dem Schriftstück, worin sie die Beweggründe ihres Austritts darlegten, heißt es unter anderm:

Nicht die Protestanten, noch unsre Leidenschaften, noch sonst etwas gab uns Anleitung auszutreten, sondern die heilige Schrift, und unser eignes Herz und die Diener der katholischen Kirche..... Nun entschlossen wir uns auszutreten, weil man uns als eine eigne Sekte behandeln wollte. Vorher, ehe wir uns erklärten, daß wir austreten wollten, hieß es immer: lutherisch, lutherisch. Hernach aber wollte man die Sache listig behandeln. Da hieß es: eine neue Sekte! Und wir hatten doch niemals eine andre Absicht, als evangelische Christen zu sein und zu heißen.

Der Austritt aus der katholischen Kirche ging aber damals nicht so leicht von statten wie heute. Jede austretende Person mußte vorher noch beim katholischen Pfarrer „Unterricht" nehmen und sich das Entlassungszeugnis in schwerster Prüfung förmlich erkämpfen. Trotz der berechneten Langsamkeit dieses Unterrichts und der Erfolglosigkeit der darob eingereichten Beschwerden waren ungefähr vierzig Personen durch das gefürchtete „Examen Spießruten gelaufen" und dann erst aus der katholischen Kirche entlassen worden.

Aber diese kleine Zahl schien den Behörden schon bedenklich groß zu sein! Man sann deshalb auf neue Mittel, um fernern Uebertritten ein- für allemal vorzubeugen und Einhalt zu thun. Vergebens. Brunners Grobheit sowie dessen Nachfolgers Wessikens Feinheit, Hohenlohes plumpe Wunderkurversuche, des Bischofs Hohenwarts Gutmütigkeit — alles verfing nicht bei den Boosianern. Da nahm man seine Zuflucht zu den Liguorianern. Am vierten März 1825 zogen die drei Patres Springer, Stark und Madlener in Begleitung eines Bedienten in Gallneukirchen ein, voll Eifer, sowohl „die Ketzer zu bekehren," als auch die treu gebliebnen Pfarrkinder im römischen Glauben zu bestärken. Beides hofften sie durch häufiges Predigen, Unterrichten, Beichthören und Messelesen erreichen zu können. Um mit den Leuten in unmittelbaren, innigsten Verkehr treten zu können, wollten sie sich in den einzelnen Ortschaften der großen Pfarrei bei den Bauern einquartieren. Aber der geistlichen und weltlichen Behörde schien es doch bedenklich, die Patres so ohne jegliche Aufsicht und Kontrole wirtschaften zu lassen. So erhielten sie denn die Weisung, ihren Wohnsitz in Gallneukirchen selbst zu nehmen. Sofort gingen sie an die Arbeit. Beiläufig dreißig Personen, meist aus der nächsten Umgebung, verlangten ins Examen genommen zu werden. Das Anerbieten der Patres, in den Häusern der Uebertretenden Wohnung nehmen zu wollen, lehnten die Betreffenden mit der Begründung ab, daß sie den Herren keine Bequemlichkeiten bieten könnten, in dem Zimmer kein Ofen wäre und es so zu kalt sei. O, meinten die Patres, wir brauchen nichts als Wasser, und Stroh zum Liegen; und ein paar Erdäpfel und Eier werdet ihr ja doch haben? .... Es wird uns der heilige Geist schon einheizen!

Der Unterricht wurde mit den Angemeldeten in drei Gruppen begonnen und dauerte im ganzen etwa elf Wochen. In dieser Zeit wechselten fast Tag für Tag Predigten und Unterrichtsstunden miteinander ab. Es ist unglaublich, wie während dieser Zeit unterrichtet und gepredigt, gestritten und gespottet, geschimpft und gelästert worden ist. Dabei suchten die Patres mit spitzfindigen, den Bauern unverständlichen Fragen die Uebertretenden zu verwirren oder zu Antworten zu reizen, aus denen man dann eine Anklage gegen sie hätte schmieden können.

Wie die drei angeblichen „Sieger über die Boosianer" ihre Bekehrungsarbeit verrichtet haben, dafür wollen wir nur einige Proben mitteilen. An Material mangelt es uns nicht. Zunächst suchten die Patres durch ihre zur Schau getragne Frömmigkeit Eindruck zu machen. Ja, sie versicherten die Leute, daß sie des Tages vier Stunden mit Beten zubrächten. Als nun hierauf ein Uebertretender trocken entgegnete: Ja, unser Herr sagt: Betet ohn Unterlaß! meinte der Pater: Ihr seid gar nicht gescheit.

Häufig weinten die Patres während des Unterrichts, senkten den Kopf zur Erde, verhüllten auch ab und zu einmal eine Zeit lang das Angesicht mit dem Sacktuch. Wenn sie dann aufblickten — glänzten Thränen in ihren Augen. Die beabsichtigte Wirkung blieb natürlich aus, denn die einfachen Landleute hatten die Patres stark im Verdacht, daß sie scharfe Zwiebel in den Sacktüchern gehabt hätten. Als untrüglichstes, verläßlichstes Mittel für alle Schäden und Gebrechen wurden den Leuten Ave Maria, Skapulire und Amulette empfohlen. Außerdem wurden sie zum Kasteien, Büßen, zu Gelübden und Wallfahrten ermuntert. Das Beste aber wäre, meinten

die Patres, wenn kein Mensch in Gallneukirchen lesen könnte!

Am 8. März wurden die vorgeladnen „Boosianer“ zum erstenmale vor die Patres gestellt, freundlich begrüßt mit den Worten: Grüß euch Gott, Kinder Gottes! Man streichelte ihnen Haar und Gesicht und zeigte ihnen anfangs ein süßes Lächeln. Pater Springer behandelte aber bald die Leute während der Unterrichtszeit überaus leidenschaftlich und grob, geberdete sich dabei ganz unbändig und leistete in gemeinen Schimpfreden über Luther und die „Pastoren“ das Unglaublichste. Er geriet über die Augsburgische Konfession, „die man gleich auf den Galgen nageln und mit Feuer verbrennen sollte,“ ganz außer sich. Da er seine am 25. März gehaltne Predigt „von der alleinseligmachenden Kirche“ ungläubig aufgenommen sah, sagte er drei Tage später beim Unterricht:

Die Kirche sollt ihr hören. Wenn dich die Kirche anschmiert,*) so wirfs du dem Heiland auf den Rücken und sage: Du Heiland hast gesagt, ich soll die Kirche hören, und das hab ich gethan; nun bin ich hier — so wirds nicht fehlen.

Darauf entgegnete der zuletzt direkt angeredete Bauer:

Wenn mich die Kirche anschmiert, so bin ich halt angeschmiert. Ich traue nicht so blind. Sie selber, Herr Pater, haben gepredigt: man solle alles prüfen und das Gute behalten. Ich höre schon die Kirche, die mich nach der heiligen Schrift behandelt und das heilige Abendmahl nach dem Befehle Christi reichet.

Wenn die Gründe nicht verfangen wollten, so schlug Pater Springer umso heftiger auf den Tisch. Daher sagten auch die Uebertretenden, die sich solchen Unterricht gefallen lassen mußten, zu Pater Madlener, der den Pater Springer ablöste:

Gott Lob und Dank, daß wir dem Pater Springer entrissen sind. Der hat immer seinen Glauben in der Faust. Sie haben nicht umsonst gesagt, daß man nicht jedem Geist trauen soll, auch wenn er ein schwarzes Kleid anhat.

Als in Folge der aufregenden Predigten und scharfen Beichtermahnungen vier katholisch gebliebne Gallneukirchner wahnsinnig geworden waren, hielt Pater Springer es für angezeigt, in der letzten Predigt die Verzagten und Schwermütigen zu versichern, wie leicht man durch Ave Maria selig werden könne. Wie nun gar Springer am 15. April die evangelische Abendmahlsfeier in frevelhafter Weise verspottete, indem er aus einer Schale Wein herausleckte, wendete sich ein Mädchen, Julie G., um deren Bekehrung sich alle drei Patres besondre Mühe gaben, entrüstet ab mit den Worten: Der Heiland hat nicht umsonst gesagt: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Tags vorher, am 14. April, hatte das Liguorianerkleeblatt dieses Mädchen in der sehr erregten Unterrichtsstunde bei dem Blute Christi mit den denkwürdigen Worten beschworen:

Laß dich retten! Und wenn alle übrigen dem Teufel zufahren, wenn wir nur dich gewinnen, daß wir doch eine Beute aufweisen können in Wien.

Ebenso vergeblich hatte sich Pater Madlener vor der Julie G. auf die Kniee geworfen und zu beten begonnen, „daß doch der Teufel ausfahren möchte von Julie.“ Sie aber unterbrach ihn ernst: Ich wills Ihnen nicht raten, Herr Pater, es möchte Ihnen sonst gehen wie den Beschwörern in der Apostelgeschichte (Kap. 19, 13—15). Sprachs, und eilte zur Thüre hinaus. Er aber rief ihr nach: O Julie, nicht mehr Engel, sondern Teufel!

Endlich kam der letzte Unterrichtstag, der den schmählich gequälten „Boosianern“ die ersehnte Erlösung von ihren Peinigern bringen sollte.

Also, ihr habt heute den letzten Unterricht, begann Pater Springer kleinlaut. Wir haben uns die Sache ganz anders vorgestellt, wie wir hieher gekommen sind. Alles wollen wir euch verzeihen; das aber können wir euch nicht verzeihen, daß wir keine einzige Seele erretten konnten, daß ihr bei eurem Kopfe und Hoffartsgeiste so schnurgerade stehen geblieben seid, ohne uns im mindesten anzuhören.

Auch Pater Madlener versäumte es nicht, ihnen noch einen Rat zu erteilen:

Ich bin in meinem Herzen überzeugt, wenn ihr mir folgen werdet und ein Ave Maria betet, so seid ihr in einem Jahr wieder katholisch. Und nun . . . Gelobt sei Jesus Christus!

Damit wurden die „Boosianer“ verabschiedet. Man erzählte damals, es wäre den Liguorianern zugesagt gewesen, wofern sie nur fünf Seelen gewännen, so würde ihnen ein Kloster auf dem benachbarten Schlosse Riedegg errichtet werden. Daraus ist nun freilich nichts geworden. Einen Gewinn konnten sie doch aufweisen. Sie hatten bei dem elfwöchentlichen Examenverkehr mit den Boosianern etwas an Bibelkenntnis profitirt. An einem Donnerstage, den neunzehnten Mai 1825, wichen die drei Liguorianerpatres von Gallneukirchen; nicht als triumphirende Sieger über die Häresie," sondern als unglückliche „Bekehrer," die eine unerwartet große Niederlage erlitten hatten.

Was geschah nun mit den zurückgebliebnen Boosianern? Die Antwort ist leicht gegeben. Man entließ sie einfach nicht aus dem Verbande der katholischen Kirche! Unter dem Vorwande, daß sie keine evangelischen Grundsätze und auch nicht die lutherische Lehre hätten, hielt man sie noch Jahrzehnte mit Gewalt in der katholischen Kirche zurück. Dazu wurden sie in ihren bürgerlichen Rechten auf das ärgste gekränkt. Man ließ die Lebenden nicht heiraten. Die Toten wurden „zivil“ beerdigt, indem der katholische Geistliche sich im Gehrock auf dem Friedhofe einfand, oder der damals unvermeidliche Gerichtsdiener, manchmal mit einem Hunde, dem Leichenkondukte folgte! Und das geschah alles ein halbes Jahrhundert nach Erlassung des Toleranzedikts! Endlich erhielten, im Mai 1847, die Schwergeprüften, soweit sie nicht schon der Tod befreit hatte, die Entlassung aus der katholischen Kirche. Sie durften sich der nächsten, einige Wegstunden entfernten evangelischen Kirchengemeinde Thening bei Hörsching an der Westbahn jenseits der Donau anschließen.

Wir könnten noch gar vieles aus diesen düstern Zeiten, die doch so nahe hinter uns liegen, erzählen. Unser Archiv ist reich bestellt und manchen alten Boosianer kannten wir noch persönlich. Eins steht fest, daß die drei Patres aus Wien nicht die „Sieger“ waren, wie man heute der Welt erzählen will. Das beweist auch der Umstand, daß die Nachkommen der Schwergeprüften heutzutage so glücklich sind, eine selbständige evangelische Pfarrgemeinde in Gallneukirchen zu bilden. Ihre Gottesdienste werden aber in demselben ehemals fürstlich Starhembergischen Pfleggerichtsgebäude abgehalten, in dem die Eltern der heutigen Gemeindeglieder ihre peinlichen Verhöre zu bestehen hatten. Daselbst ist auch seit elf Jahren die erste evangelische Diakonissenanstalt in Oesterreich mit einem evangelischen Krankenasyle untergebracht. Dort, wo Pfleger und Patres wüteten, dort, wo Martin Boos, „der Prediger der Gerechtigkeit aus dem Glauben,“ wirkte, hat die evangelische Arbeit der christlichen Liebe die Wohltätigkeitsanstalten für verwaiste und verwahrloste Kinder und das Asyl für die gebrechlichen Alten errichtet. Still und segensvoll wirken heute Diakonissen in Gallneukirchen, Oberösterreich, Wien und Gastein als Krankenpflegerinnen, und der jetzige evangelische Pfarrer und Senior L. Schwarz in Gallneukirchen, der alle diese segensreichen Anstalten ins Leben gerufen hat und mit Umsicht leitet, setzt unermüdlich die „Predigt der Gerechtigkeit aus dem Glauben“ fort, der beste Beweis für die Niederlage der berühmten drei „Prediger aus Wien,“ von denen wir der Wahrheit gemäß berichtet haben.

F

Gustav-Adolf-Verein und Diaspora

(Die dreiundvierzigste Hauptversammlung zu Danzig) Was wir von dem großen Gustav-Adolfs-Feste hier erzählen wollen, ist in keiner Weise bestimmt, dem vom Zentralvorstande herausgegebnen Berichte vorzugreifen oder gar ihn zu ersetzen. Denn diese Berichte sind ja allemal eine kostbare und schier unerschöpfliche Fundgrube für alle, die sich mit der wichtigen Sache ernstlich befassen und in ihr thätig sein wollen. Nur in aller Kürze soll zusammengefaßt sein, was die schönen Tage gebracht haben.

Das waren aufs erste herzerfreuliche Begrüßungen seitens des Oberpräsidenten von Westpreußen, der „namens der königlichen Staatsregierung“ dem Vereine Anerkennung zollte, wie dies gleich erfreulich auch zu Halle geschehen und so schmerzlich und anstößig in Düsseldorf vermißt worden, sowie seitens des greisen Oberbürgermeisters von Winter, des Stadtoberhauptes von Danzig. Das waren ferner würdige und erhebende Worte, wie wir sie bald hier bald dort aus dem Munde des Vorsitzenden Geh. Kirchenrat D. Fricke und andrer Mitglieder des Zentral-

*) anschmiert = täuscht, betrügt.

vorstands, — nennen wir Bischof D. Teutsch aus Hermannstadt oder Oberkirchenrat von Trauschenfels aus Wien —, oder auch aus dem Munde des Berliner Oberkirchenrats-Präsidenten Hermes und des Regierungspräsidenten von Heppe vernehmen durften. Das waren vor allem die köstlichen Predigten, die dort in Trinitatis Stadtpfarrer Lauxmann aus Stuttgart, hier in St. Marien Oberhofprediger Koegel aus Berlin gehalten haben, jener über die Griechenbitte Joh. 12: „Wir wollten Jesum gerne sehen,“ wie Jesus sich uns am Gustav-Adolf-Feste zeige sowohl in seiner Leidensgestalt als das Weizenkorn, das in die Erde sinkt und ersterben muß, wie auch in seiner Siegesgestalt als das Weizenkorn, das wiederum hervorgeht und viele Frucht bringt, — dieser über das Wort des 23. Psalm: Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, so fürchte ich kein Unglück; dein Stecken und Stab, die trösten mich, mit dem Thema: Gottes Wort des Gustav-Adolf-Vereins Stecken und Stab, wobei wir gemahnt wurden an mancherlei evangelische Wanderungen aus der Vergangenheit und die Reisepredigt des Gustav-Adolf-Vereins in der Gegenwart. Die geschichtlichen Erinnrungen beider Prediger an die eben jetzt ihr Jubelfest feiernden Waldenser, die Erinnrungen Lauxmanns an das Blutbad von Thorn, Koegels an den Wanderstab eines Salzburgers, der in einer Kirche auf der Strecke zwischen Darkehmen und Gumbinnen aufgehängt ist und am festlichen Tage festlich geschmückt wird, der mahnende Ruf Koegels, den **Bruderbund** auf dem kirchengeschichtlich geweihten Boden Danzigs **fester zu schließen**, und so vieles andre herrlich Gewählte, was diese ausgezeichneten Predigten boten, erhoben diese zu ebenso würdigen Festgaben, wie es auch die vorjährigen zu Halle — aber nicht alle an allen Orten — gewesen sind. Das ist ja für solche Feste so ungemein wichtig, daß die Festpredigten einschlagen. Und wie prächtig leuchteten alle die andern Gaben, welche die Festaltäre schmückten, aus den armen beiden preußischen Provinzen, von Kindern, Konfirmanden, Konfirmirten, Gemeindekirchenräten, Schülern höhrer Anstalten, Studenten, Frauen und Jungfrauen, 48 in Altargefäßen und Bibeln, 17 in Geldgaben! Ganz besonders aber brachten die öffentlichen Verhandlungen eine Reihe sachlicher, lehrreicher und hoffentlich zu neuer Gustav-Adolf-Thätigkeit kräftig anfeuernder Ansprachen, die die Nöte der Diaspora in ein helles und recht betrübendes Licht stellten. Sie sind von einer so zahlreichen Gemeinde, wie kaum je auf diesen Versammlungen, angehört worden: die Johanniskirche war ein akustisch geeigneter Ort. Den Bericht über das Liebeswerk, von Regierungsrat Schulz aus Breslau erstattet, der aber durch Krankheit verhindert war, verlas D. Teutsch in so trefflicher Weise, daß auf diesen Punkten dem Danziger Fest vor dem Halleschen nach dem unmaßgeblichen Ermessen des Berichterstatters ein ganz erheblicher Vorzug zuzuerkennen ist, dem wills Gott, eine erhöhte Nachwirkung entsprechen wird.

Gewiß wollen wir ja auch Schattenseiten nicht scheinheilig verhüllen; was die Tage in Danzig auch brachten, war eine Verspätung der ersten abendlichen nicht öffentlichen Versammlung der Abgeordneten um mehr als eine Stunde, war ein liturgisches Beiwerk des Festgottesdienstes in St. Marien, das sich dergestalt ausdehnte, daß, als D. Kögel das erste Wort sprach, 57 Minuten verflossen waren (Berichterstatter hat das selbst und mit Zeugen festgestellt), war ein Schlußgebet, das nach der Uhr eines einwandfreien Zeugen 17 Minuten gedauert hat. Um so löblicher, daß D. Kögels treffliche umfassende Predigt nur 25 Minuten währte. Die Festgemeinde hat dieser Predigt mit einer Kollekte von etwa 800 Mark geantwortet, nachdem am Vorabend etwa 470 Mk. in die Sammlung gefallen waren. Die Bürgerschaft Danzigs ist keine reiche. Der letzte Abend in Danzig brachte noch fünf lebende Bilder aus der Reformationsgeschichte Westpreußens, deren viertes, Gustav Adolfs Empfang in Elbing, vor allem herrlich war. Den Text hatte Schulrat Cosack gedichtet, dessen Tochter ihn wacker vortrug; alle Bilder glänzten in glühender Farbenpracht, und machten dem Anordner, dem Danziger Herrn Kunstkonservator alle Ehre.

In den Zentralvorstand sind unter Gutheißung und Wahl der Versammlung noch eingetreten Pastor D. Hölscher zu Leipzig und Geh. Oberjustizrat Johow aus Berlin.

Das Liebeswerk hat Weisenau bei Mainz erhalten, mit 85 Stimmen, während 56 auf Sipiory fielen, Waitzen nur 4 aus Wien erhielt. Die siegende Gemeinde hat 19 142 Mark, die erste der unterliegenden 5556 und die zweite 5345 Mark erhalten (von Pfennigen abgesehen). Die Ansprachen für einzelne Diasporabezirke geben aber noch Anlaß, auf einige besonders den Finger zu legen: nämlich auf **Belgien** (Jolimont la Louvière, Rongy, Seraing!), **Baiern** (Konfirmandenhaus!), **Teschen** (Krankenhaus!), **Galizien**, **Ermland**, **Westpreußen**, **Posen**, **Oberschlesien**! Möchten unsre Leser darin Fingerzeige für reiche Mildthätigkiit sehen.

H

Bücher und Schriften

(Glaube und Dogma) Die so überschriebnen Artikel Professor **Kaftans**, die unser Blatt in den ersten Nummern dieses Jahrgangs gebracht hat, haben in dem bei Velhagen & Klasing erschienenen Sonderabdruck bereits die dritte Auflage erlebt (60 Pf.). Superintendent **Dreyer** in Gotha, dessen „Undogmatisches Christentum“ den Anlaß zu jenen Artikeln gegeben hatte, ist nun jüngst mit einem längern Aufsatze: „Die Glaubenslehre des undogmatischen Christentums“ in Nr. 32 bis 35 der Protestantischen Kirchenzeitung aufs neue in die Verhandlung eingetreten. Inzwischen aber hat auch Professor **Kaftan** zur Ergänzung seiner frühern Aeußerungen eine zweite Folge von Artikeln geschrieben: **Brauchen wir ein „neues Dogma“?**, die wir im nächsten Quartal hier zum Abdruck bringen werden.

R

(Das christliche Haus, sein Wesen und seine Aufgabe) ein Vortrag von Pastor Ulrich Behm. Güstrow, Opitz & Co.; 36 S.; 60 Pfge.

Wieder eine Schrift über das christliche Haus! Sind nicht bereits genug guter Worte über diese höchst wichtige Frage geredet und geschrieben? Mag sein! Aber warum ergreifen so viele dazu das Wort? Unzweifelhaft aus dem Grunde, weil es in vielen Häusern unsers deutschen Volkes herzlich schlecht mit christlicher Zucht und Sitte bestellt ist. Da möchte jeder, der ein Herz für unser Volk hat und überzeugt ist, daß das Wohl unsers Volkes mit dem Wohle der christlichen Familie steht und fällt, das christliche Haus vor Verfall bewahren helfen. Zu diesen gehört auch der Verfasser des vorliegenden Vortrages. Ausgehend davon, daß die Weltgeschichte als Familiengeschichte anfängt, und schließend mit dem Wunsche, daß die Völker im Reiche Gottes eine große Völkerfamilie werden möchten, erörtert der Verfasser, was das christliche Haus jetzt zu leisten habe. Eheschließung und Ehescheidung, das Leben vor der Ehe und in der Ehe, das Verhalten nach außen, wie das Leben im Hause, Sonntag und Wochentag, Kinder und Dienstboten, kurz alle das Thema berührenden Fragen werden in packender, frischer Weise erörtert. Es wäre sehr zu wünschen, daß sich die Kolportage dieser, wie ähnlicher Schriften bemächtigte und einen größern Leserkreis schaffte, als er gemeiniglich für derartige Litteratur vorhanden zu sein pflegt.

P B

(Aus dem Leben einer Pfarrfrau) Unter diesem Titel sind in der Evangelischen Buchhandlung zu Frankfurt a. M. **Gedichte von Marie Dechent** erschienen, ohne Wissen der Verfasserin von ihrem Sohne gewiß ihr zur freundlichen Ueberraschung herausgegeben (geb. 2 Mk.) Gelegenheitsgedichte, zu einer Art Selbstbiographie aneinandergereiht, worin ein frommes, heitres, liebreiches Herz ausspricht, wie Freud und Leid der Braut, Gattin, Mutter und Großmutter es bewegten, schlicht und wahr empfunden und vorgetragen, für die nächsten Angehörigen nur bestimmt und nun doch gewiß denen nicht unwillkommen, die auch Angehörige sind, Angehörige nämlich desselben Standes und Lebenskreises in den Pfarrhäusern. Um seiner Kürze willen greife ich ein Gedicht zur Probe heraus:

Am Bette einer sich fürchtenden Enkelin

Ich lege aufs Haupt dir, mein liebliches Kind,
Beruhigend, tröstend die Hand.
Da trocknen die rinnenden Thränen geschwind,
Und Schmerzen und Angst sind gebannt.
Zu traumloser Ruh
Fällts Aeuglein dir zu,
Es lächelt der rosige Mund!

Und nahen dir Angst und die Sorgen dereinst,
Sei nah eine liebende Hand,
Die zärtlich dich streichelt, wenn traurig du weinst,
Die Kummer und Schmerzen dir bannt.
Sind Menschen nicht nah,
Ein Tröster ist da,
Das ist der allgütige Gott.

R

(Edmondo De Amicis, Herz) Ein Buch für Knaben, nach der 72. Auflage ins Deutsche übersetzt von Raimund Wülser. Zweite Auflage. Basel, 1889; 263 Seiten; 2 Mark.

Das Muster eines Knabenbuches! Man möchte italienischer Knabe sein, um es in seiner ganzen Ursprünglichkeit genießen zu können. Ein italienischer Schriftsteller von wirklicher Höhe unternimmt es, den Schriftstellern für die Jugend zu zeigen, wie sie es eigentlich immer machen sollten. Er vertieft sich in das Knabenleben, erfaßt es realistisch und ideal, und schreibt vom Knabenleben als Kind und Mann zugleich, daß einem das Herze lacht. Zuerst lasen wir das Buch für uns. Wunderbar! Das Knabenbuch war uns interessant wie eigne Lektüre. Dann lasen wir einzelne Abschnitte mit Knaben. Sie haben kaum je so aufgepaßt wie in dieser halben Stunde. Dann ließen wir es von verschiednen Knaben für sich lesen, und sind nur noch mehr darin bestärkt worden, dies Bnch Eltern und Lehrern allerbestens zu empfehlen.

Der Inhalt von „Herz“ ist die „Geschichte eines Schuljahres, geschrieben von einem Schüler der dritten Klasse einer Elementarschule Italiens. — Indem ich sage: Geschrieben von einem Schüler der dritten Klasse, will ich nicht behaupten, daß er es gerade so geschrieben habe, wie es gedruckt ist. Er notirte nach und nach in ein Heft, so wie er es eben konnte, was er in der Schule und außer derselben gesehn, gehört und gedacht hatte; und sein Vater korrigirte am Ende des Jahres diese Notizen, indem er darauf Bedacht nahm, den Gedanken nicht zu verändern und die Worte des Sohnes soviel als möglich beizubehalten. Dieser las, als er vier Jahre später schon das Gymnasium besuchte, das Heft wieder und fügte von sich aus noch mehr bei, indem er das Gedächtnis zu Hilfe nahm, welches Personen und Sachen noch frisch bewahrt hatte.“

Das Ganze ist nach Monaten eingeteilt. Zu jedem Monate gehören zehn oder zwölf kleine Absätze. Wir setzen die Ueberschriften des ersten Schulmonats, des Oktober hierher: Der erste Schultag — Unser Lehrer — Ein Unglücksfall — Der kalabresische Knabe — Meine Kameraden — Großmut — Meine Lehrerin der ersten Klasse — In einer Dachstube — Die Schule — „Der kleine Paduanische Patriot,“ monatliche Erzählung — Der Kaminfeger — Allerseelentag. Ganz vorzüglich sind die zehn in dem Buche enthaltnen sogenannten monatlichen Erzählungen, lauter Novellen von edlen Knaben, die durch Klarheit, Innigkeit und Natürlichkeit der Darstellung unvergeßlich werden. Wir haben eine dieser Erzählungen „Der kleine florentinische Schreiber“ vor mehrern hundert Erwachsnen einfach wiedererzählt, und sind gewiß, Dank zu ernten, wenn wir gelegentlich noch eine solche Geschichte bringen.

Der Schriftsteller ist ein Psycholog ersten Ranges. Manchem Leser werden gewisse Stimmungen und Neigungen seiner eignen vergangnen Knabenzeit durch ihn recht deutlich und verständlich werden. Lehrer können durch dies Buch viel für das Beurteilen ihrer Zöglinge gewinnen. Niemand aber denke, es solle ihm psychologische Doktrin zugemutet werden. Alles ist frisches Leben. Ueberall ist warmer Herzenston. Und im Ganzen ist ein so tiefer, wohlthuender sittlicher Ernst, daß niemand, kein Kind und kein Erwachsner, dies Buch ohne moralisch ergriffen zu sein aus der Hand legen wird. Das eigentlich religiöse Gebiet ist zart, aber allgemein behandelt. Man merkt selten etwas an die katholische Konfession Erinnerndes.

Leider können wir den Uebersetzer nicht so uneingeschränkt loben wie den Verfasser. Er mußte noch mehr das Italienische zum wirklichen Deutsch werden lassen. Das Beste wäre, wenn ein Deutscher für die deutschen Knaben einmal so schreiben könnte, wie De Amicis für seine kleinen Italiener. F N

(Kreuzweg und Himmelsgarten) eine Festgabe von Th. Eckardt. Zweite Auflage. Norden, bei Diedr. Soltau; 169 Seiten; 2 Mark.

Unter diesem, mit Bezug auf eine Oertlichkeit bei Nordhausen gewählten Titel bietet der Verfasser in gebundner Rede und wechselndem Versmaß die biblischen Erzählungen der Passions- und Auferstehungsgeschichte. Zunächst für Konfirmanden bestimmt, will dann das Büchlein überhaupt jedem Mitpilger ein Wegweiser zur Nachfolge Christi sein. Zu dieser aufzufordern, ist der Zweck der eingeflochtnen Betrachtungen. Es ist immer wieder zeitgemäß, die Thatsachen des Heils durch die Kunst unserm Geschlechte lebendig und durch Anwendung auf das innre Leben fruchtbar zu machen. Aber nur dann wird dieser Zweck erreicht, wenn die innerlich erfahrnen Heilswahrheiten mit freiem, dichterischem Schwunge und warmer religiöser Empfindung, gewissermaßen aus dem Herzen des Hörers heraus, zur Darstellung kommen. Die letztre ist dem Verfasser nicht abzusprechen, den erstern läßt er fast durchgängig vermissen. Nur einzelne Stellen, z. B. „Ostergruß," treffen den Ton des Gesangbuchliedes; im übrigen sind fast nur die biblischen Erzählungen in Verse, oft bloß in Reime gebracht, dabei aber die dem Leser liebgewordne biblische Kernform durch Umschreibung und Reflexion verunstaltet.

Zweifellos bedeutender sind die im gleichen Verlage erschienenen beiden Erzählungen von Hans Tharau, Paul Sudram und Unica Spes (je 2,50 Mark und etwa 180 Seiten). Beide sind lebendig geschriebne Lebensbilder aus der Gegenwart, jenes das eines einzelnen Mannes, dieses das einer in Italien lebenden englischen Familie, beide reich an feinen psychologischen und kulturhistorischen Beobachtungen. Beide haben eine ausgesprochen christliche Tendenz: leider oft eine bloß ausgesprochne; denn das Christliche liegt meist nicht in den Charakteren, sondern wird durch religiöse Reflexionen oft auch in Szenen hineingetragen, wo man es nicht erwartet. Ueberhaupt vermissen wir zuweilen Schärfe der Charakterzeichnung, und die beiden tragischen Beziehungen, die Liebe Sudrams zu Margarete und die von Baron Heim zu Ada, sind nicht genügend motivirt. Kr

(Charakter-Studien) Aus dem Nachlasse von August Schwartzkopff. Bremen, Müller 1889. 197 Seiten; 2,80, geb. 4 Mark.

1. Goethes Faust. Viel tüchtige und anregende Gedanken, wenn auch in der Beurteilung des Helden einer Dichtung nach dem Maßstabe der zehn Gebote gelegentlich etwas theologisch-pedantisch. Eigenartig und ansprechend die Parallele zwischen Faust (Goethe) und Luther. — 2. und 3. Goethes Tasso und Calderons Leben ein Traum. Zwei sehr feinsinnige Aufsätze über die beiden Dichtungen und deren Helden. — 4. Judas Ischarioth, eine dramatische Studie in drei Akten, den größern Teil des ganzen Büchleins einnehmend. Eine Dramatisirung der Leidensgeschichte, in der natürlich nicht Judas von Karioth, sondern Jesus von Nazareth den Mittelpunkt bildet. Freilich ist Judas die einzige Charakterfigur; alle übrigen Personen sind etwas blaß und schemenhaft. Jesus selbst tritt nur ein paar Mal in untergeordneten Szenen auf; das meiste geht hinter der Szene vor und wird dann in epischer Breite erzählt. Ich nehme an, der Dichter hat an eine Aufführung auf der Bühne gar nicht gedacht. Es dürfte immer mißlich sein, Jesum in fünffüßigen Jamben reden zu hören. Judas ist verständlich, wenn auch etwas theatralisch-äußerlich charakterisirt. Es heißt z. B. von ihm:

. . . Der stets
Viel um sich späht und wenig sagt, deß Haar
Dem Pelz des Fuchses gleicht.

Der richtige Theaterbösewicht mit roten Haaren! R B

(Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen) Ein Charakterbild aus dem deutschen Volk und für das deutsche Volk. Dritte ergänzte Auflage. Bremen, Heinsius, 1889. 128 S. 1 Mk.

Diese Schrift ist in ihrer erneuten Gestalt namentlich in Sachsen freudig begrüßt worden, da ja das Wettinjubiläum den Blick namentlich auf die glorreiche Zeit zurücklenkt, da Friedrich der Weise als des Reiches Lenker und Schirmherr, als der Hort Luthers und seines Werkes eine so bedeutsame Stellung in Deutschland und Europa einnahm. Vorliegende Schrift ist ganz geeignet, das Lebensbild des weisen Fürsten im sächsischen Volke aufzufrischen, wenn sie auch nicht aus etwa ungedruckten Quellen geschöpfte neue Ergebnisse darbietet oder nicht dagewesne Gesichtspunkte für seine Beurteilung aufstellt. Die Sprache ist volkstümlich und verständlich; nur stören die zu vielen Absätze im Druck. Einige Kleinigkeiten sind zu beanstanden: so müßte der S. 50 ff. erzählte berühmte Traum wohl bestimmter als gut erfundne Sage hingestellt, dagegen S. 109 (vgl. 88) deutlicher die zweifellose Thatsache konstatirt

werden, daß Friedrich mit Luther nie gesprochen und nur zweimal, 17. und 18. April 1521 zu Worms, ihn gesehn. S. 3: Die Grimmaische Schule war Kloster-, nicht Domschule. S. 113: Gregor X., nicht V. S. 122: Esaja 46, 4, nicht Esra 46, 4, was ja garnicht existirt. Eine 4. Auflage wird diese Fehler beseitigen und S. 105 den Namen des so früh verheirateten Bamberger Propstes, Bartholomäus Bernhardi aus Feldkirchen in Tirol, hinzufügen. S

(Unter dem Rautenkranz) Als eine der wertvollsten litterarischen Erscheinungen, die das Wettinerjubiläum gezeitigt hat, stehn wir nicht an, Gustav Pasigs „Unter dem Rautenkranz, historische Erzählungen aus dem Sachsenlande" (Leipzig, Georg Böhme Nachf.) zu bezeichnen. Während eine große Zahl „Festschriften" aus der Feder wenig berufner Schriftsteller nur ein kurzes Leben fristen dürften, wird Pasigs Werk seinen Wert behalten. Nachdem eine kurze Erzählung uns die beiden Stammväter Wettins in ihrer Jugend vorgeführt hat, läßt der Verfasser uns jene „schweren Zeiten" nachleben, wo das Evangelium in Leipzig den letzten Kampf mit Rom bestand. Er geleitet uns dann in den dreißigjährigen Krieg, hebt weiter ein Ruhmesblatt der Wettinergeschichte aus dem Jahre 1683 hervor, um uns zuletzt in Deutschlands Freiheitskriege zu führen. G B

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Soeben erscheint in meinem Verlage:

Zum Gedächtnis Christliebs,

von D. Fr. Fabri

nebst Leichenrede von Pastor Lic. Bleibtreu.

Mit Christliebs Bildnis und Facsimile.

Preis 1 Mark (bei vorheriger Einsendung franko.)

Bonn a/Rh. **Johs. Schergens.**

Das Pflegerhaus zu Hubertusburg,

sächsische Staatsanstalt, beginnt am 5. **Oktober** einen neuen Ausbildungskursus und ernent hiermit seinen in Nummer 2 d. J. veröffentlichten Aufruf. Die sächsischen Landespflegeanstalten bedürfen 300—350 Pflegerinnen; augenblicklich sind nur erst 137 Schwestern aufgenommen. Die Anmeldungen sind **sobald als möglich** zu richten an den Pflegerhausleiter, **Pastor J. Baumann,** Hubertusburg bei Wermsdorf i. S., der jede weitre Auskunft erteilt.

Programm der fünften Generalversammlung des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins in Breslau am 9. bis 10. Oktober

Mittwoch, 9. Oktober. Vormittags 10 Uhr: Sitzung des Zentralvorstandes im „König von Ungarn", Bischofstraße. Nachmittags 6 Uhr: Festgottesdienst in der Elisabethkirche. Festprediger Herr J. Schmeidler-Berlin. Abends 8 Uhr: Begrüßungsversammlung im „König von Ungarn." Ansprachen des Vertreters des Breslauer Zweigvereins, des Herrn Prediger Dr. Kirmß-Berlin u. A.

Donnerstag, 10. Oktober. Vormittags 9 Uhr: Delegirtenversammlung (geheime Sitzung) im „König von Ungarn." Vormittags 10 Uhr: Generalversammlung (öffentlich, für Inhaber von Festkarten) im „König von Ungarn." 1. Begrüßungsansprachen. 2. Jahresbericht, erstattet durch den Zentral-Präsidenten Herrn Pfarrer D. Buß-Glarus. 3. Jahresrechnung. 4. Geschäftliches. Mittags 2 Uhr: Festmahl in der „Alten Börse", Blücherplatz. Abends 7½ Uhr: Oeffentliche Versammlung im Konzerthause, Gartenstraße 16. **Eintritt frei.** Vortrag des Herrn Professor Dr. Rein-Bonn über die Kulturentwicklung Japans seit 1854. Ansprachen der Herren Lic Pfarrer Schmiedel-Jena, Konsul Schöller-Zürich u. a.

Anmeldungen, insbesondre Erklärung darüber, ob Gasthoflogis oder Privatwohnung gewünscht wird, erbitten wir an Herrn Partikulier Keil, Breslau, Breitestraße 28.

Das **Festbureau** wird im **„König von Ungarn", Bischofstraße,** am Mittwoch, den 9. Oktober, von 8 Uhr ab geöffnet sein. Dort werden die Festgenossen die Festkarten in Empfang nehmen können, sowie jede sonst gewünschte Auskunft erhalten.

Der Breslauer Zweigverein des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins

Senior Decke, Vorsitzender.

In unserm Kommissionsverlage ist soeben in zweiter Ausgabe erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Echt-Christliche in Fritz Reuters Werken

von

Lic. Dr. **Riemann,** Pastor.

Preis 60 Pfg.

Magdeburg, C. E. Klotz (E. Baensch)

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig